



[Nachdruck verboten.]

Schuldig.

36) Roman aus dem Englischen von Frank Barrett.

Thomas dachte indeſſen nach, wo ſein Schützling am beſten zu bergen ſei.

Da fiel ihm ſein Geſpräch ein, das er heute Morgens mit dem Manne von der Inſel Man geführt hatte.

„Alles verläßt jezt Douglas,“ hatte der Inſulaner geſagt. „Die Inſel iſt ganz verödet.“

„Das iſt der geeignetſte Platz für uns beide,“ murmelte Thomas.

Edith ſprach kein Wort. Schweigend, in athemloſer Haſt, eilte ſie an der Seite ihres Beſchützers dahin. Als er ihr vorſchlug, ſich nach der Inſel Man zu flüchten, erwiderte ſie:

„Es iſt mir gleich, wohin wir gehen, wenn wir nur nicht entdeckt werden. Da Sie glauben, daß wir dort ſicher ſind, ſo bin ich bereit, mich nach der Inſel Man zu begeben.“

„Gut, ſo folgen Sie mir nach Douglas,“ entſchied feſt Thomas.

Wieder trat Stillſchweigen ein. Die beiden Flüchtigen hatten bereits Faulcondale hinter ſich und wanderten jezt nach Barſtow.

Edith wendete ſich dann und wann um und ließ ihren Blick prüfend in der Richtung gegen Moat ſchweifen.

„Natürlich,“ dachte Thomas, „ſie fürchtet verfolgt zu werden.“

Sie hatten den Gipfel des Berges hinter Faulcondale bereits erreicht, als Edith, nachdem ſie neuerlich einen Blick zurückgeworfen, plötzlich ſtehen blieb und die eine Hand auf den Arm ihres Begleiters legend mit der andern nach dem Thale deutete.

Am Horizonte ſtieg ein heller Lichtſchein auf und hüllte die Wolken in ein purpurnes Roth. Langſam gewann die Gluth an Ausbreitung.

Thomas ſtieß einen Schrei der Ueberraſchung aus.

„Das iſt Beauchamp Moat,“ ſagte Edith. „Meine Freunde werden nichts von meiner Flucht erfahren, ſie werden glauben, daß ich verbrannt bin.“

„Jezt weiß ich, warum Sie zurückgingen und die Lampe in der Hand hielten, als ich Sie überräſchte, warum Sie zum zweitenmale den weſtlichen Flügel betreten.“

„Ich mußte mich vollends retten,“ ſagte ſie.

Thomas ſühlte ſich von dem Marſche ermüdet. Er hatte an demſelben Tage vierzehn Meilen zurückgelegt.

Er hätte gern eine Weiſe der Ruhe gepflegt und das Schauſpiel, das jezt deutlich wahrzunehmen war, aus ſicherer Entfernung betrachtet.

„Wenn Sie müde ſind, ſo können Sie ein wenig ausruhen, Sie brauchen nichts zu fürchten,“ verſicherte er.

„Nein, nein,“ rief ſie, „nur fort, weit fort von hier, geben Sie mir die Taſche, wenn ſie Ihnen beſchwerlich fällt, ſo trage ich ſie gerne.“

So wanderten ſie mühsam nach Barſtow. Unterwegs be- gegnete ihnen keine Seele, und als ſie endlich am Bahnhof anlangten, fanden ſie die Thür geſchloſſen. Es war überall finſter, auch der Gaſthof daneben lag in tiefer Ruhe.

Für Edith gab es kein Plätzchen, das ihr zum Lager hätte dienen können. Uebrigens hätte ſie auch keinen Schlaf gefunden. Ihre fürchtbare Erregung hielt ſie aufrecht, die angeſpannten überreizten Nerven ließen bei ihr keine Ruhe aufkommen.

Die Ermüdeten waren gezwungen, im Freien zu über- nachten.

Des Morgens, als auf dem Bahnhof bereits einiges Leben ſich zu regen begann, wagten ſich die Flüchtigen aus dem Dunkel,

in dem ſie ſich aufgehalten, hervor und es gelang ihnen, ohne erkannt zu werden, in den Beſitz der Fahrkarten zu gelangen und mit dem erſten Zuge zu entkommen.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Abends langten Edith und ihr Begleiter glücklich in Dou- glas an.

Am nächſten Morgen gingen Mrs. Beach und Diener, wie ſie ſich in das Fremdenbuch des Hotels eingetragen hatten, auf die Suche nach einer Wohnung und fanden, die Hauptwege durchwandeln- d, allenthalben verſchloſſene Thüren und herabge- laſſene Jalouſien.

„Hier iſt es ſo abgeſchieden, wie wir es wünſchen,“ ſagte Thomas zu Mrs. Norman.

Auf dem Rückwege fanden ſie bemerkenswerthe Zeichen reg- ſamer Thätigkeit vor. Die Vorhänge waren aufgezo- gen, die Läden zurückgeſchlagen und große Zettel mit der Inſchrift: „Zimmer zu vermieten“ hingen an den Fenſtern.

Man hatte die Fremden geſehen und ſie hatten von einem Ende der Eplanade zum andern durch ihre Anweſenheit wäh- rend der ungewöhnlichen Zeit Aufſehen erregt. Doch ſchien es ihnen unmöglich, daß Dr. Norman ihr bis dahin folgen würde.

Sie legten dieſem Faktum inſolge deſſen keinen Werth bei, doch ſollten ſie ſich irren.

Sie mieteten in einer Seitengaffe ein Häuſchen mit freund- lichen Zimmern, in welchen ſich Edith bald wohl fühlte. Die Hausbeſitzerin, eine gutmüthige, aber neugierige alte Frau, wagte ſich zwar nicht an ihre in ſich gefehrte Mietherin heran, deſto mehr aber plauderte ſie mit Thomas und ſuchte ihn aus- zuhören.

Dieſer war in der Erfindung von Erzählungen nicht ver- legen. Er ließ die Frau glauben, daß Mr. Beach als Beſitzer eines Kauffarteiſchiffes ſich auf der Reiſe nach China beſand. Die Abreiſe des Gatten hätte Mrs. Beach in große Verzweiflung geſtürzt und ihre Geſundheit untergraben, zu deren Herſtellung ihr die Aerzte einen Aufenthalt auf der Inſel Man verordnet hätten.

Um ſeine Begleitung zu entſchuldigen, gab er ſich für einen weitſchichtigen Verwandten des Kapitän Beach aus, der bereits viele Wohlthaten an ihm geübt hatte.

Die alte Dame erfreute ſich an den phantaſievollen Erz- ählungen des jungen Mannes und lud ihn zum Kartenspiele ein, eine Einladung, die er um ſo vergnügter annahm, als er im Spiele ſiets Glück hatte.

Thomas hatte ſiets gefürchtet, daß die fortwährende Auf- regung der jungen Frau zu einer Reaktion führen und ſie aufs Krankenlager werfen würde, doch es trat der entgegengeſetzte Fall ein.

Die Freiheit und das Bewußtſein der Sicherheit hoben die Lebensgeiſter der unglücklichen Frau und im Verlaufe von wenigen Wochen ſah ſie jünger und blühender aus als jemals.

Thomas freute ſich darüber, weil er daraus einen Vortheil bei Kapitän Bromley erhoffte. Indeß verfügte er über das kleine Vermögen, das er aus dem Verkaufe des Schmuckes gezogen hatte, und als daſſelbe zuſammenſchmolz, machte er eines Tages ſeine Herrin darauf aufmerkſam.

Edith hörte ihm mit großer Ruhe zu und da er fand, daß ſie den Gebrauch ihrer Sinne wiedererlangt hatte und wieder völlig vernünftig geworden war, wagte er es, von Kapitän Bromley zu ſprechen und es ihr nahezu legen, auf Umwegen Hilfe von ihm zu erbitten.

„Nein,“ beharrte ſie. „Das will ich nicht. Ich habe kein Recht, an ihn Ansprüche zu erheben. Ich bin nicht im entferntesten

mit ihm verwandt. Er ist verheirathet, es wäre abscheulich von mir, mich ihm aufzubürden, besonders jetzt, wo ich gesund genug bin, um mich selbst zu ernähren."

Thomas wußte, daß sie wohl Rechte an ihn hatte, auch sagte er sich, daß Mrs. Bromley ihr ein Legat hinterlassen haben mußte, doch hielt er es noch nicht an der Zeit, ihr das Geheimniß zu eröffnen, welches Ninny doch anvertraut hatte.

"Ich muß mich um eine Beschäftigung umsehen," sagte sie lebhaft.

Auf der Insel Man kann man sich lange umsehen, ehe man eine Beschäftigung findet," dachte Thomas, doch schwieg er und ließ die junge Frau gewähren, die täglich alle Zeitungen des Städtchens kaufte und die Annoncen studirte.

Der Erfolg blieb jedoch aus. Acht Tage später zeigte sie Thomas folgendes Inserat:

"Eine Dame, sechsundzwanzig Jahre alt, von guter Erziehung, sucht eine Beschäftigung unter bescheidenen Bedingungen. Adresse Mrs. Beach, Sackvillestraße Nr. 22, Douglas.

Ebith hatte das Inserat in die Zeitung gesetzt, ohne sich mit Thomas zu berathen. Dieser schüttelte das Haupt.

"Wenn dieses Inserat Dr. Norman in die Hände fällt, sind wir verloren," dachte er. Das geschah an einem Sonnabend.

Sonntag Morgen besuchte Ebith die Kirche und Thomas erging sich in den Bergen. Es war ein klarer, prächtiger Tag, die Gipfel der Berge hoben sich deutlich vom blauen Himmel ab.

Als er nach Hause kam, traf er die Hausfrau.

"Ich weiß nicht, was mit Ihrer Herrin geschehen ist, junger Mann," sagte sie. Aber sie kam geisterbleich nach Hause und ich konnte kein Wort mit ihr reden. Sie zog sich sofort zurück und schloß die Thüre ab. Sie thaten sehr gut, sich nach ihr umzusehen."

Thomas sprang die Treppen hinauf und pochte an die Thüre. Drinnen blieb es still. Er pochte wieder. Da ließ sich Ebiths leise, vor Angst durchzitterte Stimme vernehmen.

"Wer ist dort?" fragte sie.

"Ich, Madame."

Sie schloß die Thüre auf und ließ ihn ein. Sie war völlig umgewandelt, ihr Aeußeres erinnerte ihn an ihre Erscheinung damals, als sie auf der Flucht in dem gespenstisch flackernden Licht auf der Eisenbahnstation in Barstow stand. Es war dieselbe Todtenblässe auf ihren Wangen, derselbe unstete, wilde Blick in ihren Augen.

"Ich habe ihn gesehen, er kommt, mich zu holen," floß es kaum hörbar über ihre Lippen.

"Wer?"

"Norman — mein Gatte."

Dann schloß sie die Thür, faßte die Hand des jungen Mannes und rief in lebendem Tone:

"Berrathen Sie mich nicht, um Gotteswillen verrathen Sie mich nicht! Ketten Sie mich! Man wird es Ihnen lohnen, wenn Sie einer armen, hilflosen Frau zur Seite stehen."

"Fürchten Sie nichts, Madame," sagte er, "ich habe Sie doch nicht meiner Gewalt entzogen, um Sie ihm zuzuführen. Hat er Sie gesehen?"

"Nein, ich war verschleiert und saß zwischen zwei Damen, welche mich ihr Gebetbuch benützen ließen, außerdem waren sehr viele Leute in der Kirche und er stand auf der anderen Seite und besah den Menschenstrom, der sich auf die Straße ergoß. Er hat mich sicher nicht erkannt."

"Und wenn auch, so ist nichts zu befürchten, hier hat er kein Recht, Hand an Sie zu legen, das Gesetz verbietet es ihm."

Thomas wollte mit diesen Worten die Verzweifelte beruhigen, denn er selbst war nicht überzeugt von dem, was er sagte.

"Sie selbst dürfen keinen Anlaß zu einem neuerlichen Zusammentreffen geben. Bleiben Sie einige Tage zu Hause, doch darf es der Hausfrau nicht auffallen. Lassen Sie sich das Essen heraufbringen, ich werde schon eine Erklärung dafür finden. Sie müssen essen und sich bei Kräften erhalten, um dem Sturm, der vielleicht über Sie hereinbricht, Troß bieten zu können."

"Ich will Ihnen gehorchen und Alles thun, was Sie mir rathen. Ich will essen, weil Sie es wünschen. Gott segne Sie, mein Freund."

Thomas erfand wieder eine Erzählung, welche die Frage über das auffallende Benehmen der jungen Frau zur allgemeinen Zufriedenheit löste.

Dann ließ er das Mittagmahl serviren. Ebith zwang sich, zu lächeln und tapfer zu sein, sie aß, obzwar es ihr widerstrebt. Es war ein Jammer, zu sehen, wie sie Alles that, um ihren Retter freundlich zu stimmen und ihm ihren Gehorsam zu beweisen.

Thomas ging dann wieder hinunter und fand Gelegenheit, den Zettel, welcher ein Zimmer ankündigte, zu entfernen. Nichtsdestoweniger genügte das nicht, um ihn zu beruhigen.

"Wenn Dr. Norman uns bis hieher verfolgte, so wird er die Insel nicht verlassen, bis er uns ausfindig gemacht hat," dachte er. "Das unglückliche Inserat in der Zeitung wird ihn auf unsere Spur bringen."

Diese Gedanken beschäftigten ihn derart, daß er kaum die Geduld fand, die Bemerkungen der Wirthin zu beantworten.

Nachmittags ging die alte Dame in die Kirche und Thomas leistete Ebith Gesellschaft.

Plötzlich läutete es an der Hausthüre und der Schreck fuhr Beiden in die Glieder.

"Er ist es, er ist es," kam es keuchend über Ebiths Lippen, und sie rang entsetzt die Hände.

"Also besser," rief muthig der junge Mann, "er soll es erfahren, daß die hilflose Frau nicht ohne Schutz ist. Ich nehme den Kampf mit ihm auf, schließen Sie sich ab und fürchten Sie nichts."

Die Worte klangen sehr muthig, nichtsdestoweniger hatte Thomas keine Ahnung, wie zu verfahren, wenn Dr. Norman in der That vor der Thüre stünde. Er war weit davon entfernt, seine Kraft mit jener des Doktors messen zu wollen.

Es flog ihm durch den Sinn, den Glockenzug abzuschneiden, um durch den Lärm der Glocke nicht neuerdings alarmirt zu werden. Zuvor aber trieb ihn die Neugier in die Küche, um durch das Fenster einen Blick hinauszuthun.

Zu seiner angenehmen Ueberraschung entdeckte er draußen statt des gefürchteten Gastes einen kleinen, etwa zehnjährigen Knaben.

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

Der Stein der Weisen.

Von Dr. Hans Münzer-Augsburg.

Wie eine Phantastik aus ältesten Zeiten, aber auch wie eine Phrasale von modernstem Gepräge erscheint uns das, was wir in mannigfadem Zusammenhang als den „Stein der Weisen“ rühmen hören. Vielleicht helfen wir uns sowohl über die Mystik wie über den Schwindel, die beide dahinter zu lauern scheinen, durch die Worte hinweg, die Mephistopheles am Schluß einer Szene in der Faust-Tragödie im zweiten Theile spricht:

„Wie sich Verdienst und Glück verketten,
Das fällt den Thoren niemals ein;
Wenn sie den Stein der Weisen hätten,
Der Weisje mangelte dem Stein.“

Allein, es ist nicht das erste Mal, daß uns Mystik und Schwindel nicht abhalten, nach dem Ernst und vernünftigen Sinn zu fragen, die damit verschmolzen sein mögen. So dürfte es sich lohnen, einmal knapp zusammenzufassen, was von verschiedensten Interessen her im Lauf der Jahrhunderte zur Lösung des großen Problems, dem jener Name gilt, unternommen wurde, und welche Irrungen und Wirrungen, welche Unwahrheiten und Unklarheiten diesen Unternehmungen noch alle zu Grunde lagen.

Unter dem Stein der Weisen — Lapis philosophorum — verstand man ein chemisches Präparat, das alle unedlen Metalle in edle verwandeln sollte, also in Gold oder wenigstens in Silber. Die wirkliche Herstellung dieses Präparates war ein Ziel, nach dem Jahrhunderte lang, namentlich im Mittelalter gestrebt wurde, und soll einigen Adepten, d. h. solchen unter den „Alchemisten“ oder sogenannten Philosophen, die das Geheimniß erlangt, gelungen sein. Besah man das Präparat, so war nur wenig nöthig, eine ganz kleine Menge davon auf unedles Metall zu „projiciren“, d. h. künftgerecht mit einer — und zwar weitaus größeren — Masse von erhitztem Quecksilber oder geschmolzenem Blei, Zinn oder dergleichen in Berührung zu bringen.

Dam mußte dieses Metall zu Gold werden, und zwar zu dem feinsten, vielleicht sogar noch zu feinerem, als schon das reine Naturgold war. Dies ist also die Goldmacherkunst oder „Chrysopeie“.

Ueber das Aussehen des Steines scheint nicht viel Streit geherrscht zu haben. Er wird z. B. als Karfunkel bezeichnet; seine Farbe ziehe sich „von der durchsichtigen Röthe auf die dunkelbraune, von der Rubinfarbe auf Granaten;“ er sei schwer, sei biegsam wie Harz und doch zerbrechlich wie Glas; gepulvert sei er safranfarbig und schimmernd wie unvollständig zerstoßenes Glas. Verglichen wird er dem Helikan; wie dieser zu Grunde gehen kann an dem Verlust von Blut, das er seinen Jungen zur Nahrung giebt, ebenso erschöpft sich der Stein der Weisen in der Mittheilung seiner Röthe an unedles und nun veredeltes Metall; nach Ausübung seiner Wirksamkeit besteht er nicht mehr. Auch sonst waren solche bildliche Berichte beliebt; bekannt sind die Verse Faustens:

„Da ward ein rother Leu, ein fühner Freier,
Im lauen Bad der Lüste vermählt,
Und beide dann mit offenem Flamme Feuer
Aus e i n e m Brautgemach ins andere gegält.
Erschien darauf mit bunten Farben
Die junge Königin im Glas,
Hier war die Arznei, die Patienten starben,
Und Niemand fragte, wer genas.“

Wir sehen, der Stein der Weisen — eben die „junge Königin“ — sollte neben seiner Kraft der Metallveredlung auch eine arzneiliche besitzen; es galt als Allheilmittel, als „Panacee“, iowie als numberbares Mittel der Verjüngung und Lebensverlängerung u. dgl. m. Wertwürdig, daß in der Hauptache von keinen enttöndlichen Wirkungen eines so hohen Besitzes auf seinen Besitzer berichtet wird; vielmehr hören wir von allerlei Gutem, das nicht nur der Stein seinem Besitzer gebracht habe — selbst in moralischen und religiösen Dingen — sondern das sogar die damit Beglückten selbstlos ausübt. Manchmal wird zur Wirksamkeit des Steines auch eine sittliche Vollkommenheit des Besitzers erfordert.

Ebenfalls in diesen Gedankenkreis gehört der bereits mittelalterliche Glaube an das künstliche Hervorbringen von Menschen, sogenannten homunculi, die dann den Kreis der Geister oder Dämonen bereicherten. Noch in unserem Jahrhundert hatte ein Würzburger Philosophieprofessor, F. J. Wagner, behauptet, die Chemie müsse Menschen durch Kristallisation bilden können. Vielleicht hat Goethe auch daran gedacht, als er in seiner Tragödie zweitem Theil den ehemaligen Samulus Wagner, nun als Meister, den „Homunculus“ wirklich erzeugen ließ, der dann seinen Erzeuger zu Hause bei den alten Pergamenten läßt, Faust und Mephistopheles zur „Kassischen Walpurgisnacht“ führt und dort an Galatheens Muschelthron zerfchellen soll.

Das Ideal vom Stein der Weisen ging späteren Zeiten nicht verloren. Wer nähere Kenntnisse über dieses ganze Gebiet aus dem zweibändigen Alchemie-Buch Hermann Kopps, des Geschichtschreibers der Chemie, entnimmt, wird erstaunt sein, daß die eine Hälfte des Werkes, die Chemie vom letzten Viertel des 18. Jahrhunderts an“ umfaßt. Namentlich sind es die „Notenkreuzer“, die hier dem Betrachter viel zu thun geben. Allmählich aber gewöhnte man sich, die Alchemie neben ihrem eigentlichen Sinn auch im uneigentlichen Sinn zu nehmen; davon, daß der irdische Stein der Weisen sittlich veredelnd wirke, und daß gelegentlich Christus diesem als der himmlische Stein zur Seite gestellt wird, ist kaum weit dahin, daß der Name des Steins der Weisen nicht mehr auf eine goldzerzeugende Substanz, sondern auf Anderes bezogen wird, das ihr analog ist. So benannten gern die Mystiker des 17. Jahrhunderts mit diesem Ausdruck die innere Befehrung. So haben endlich wir uns daran gewöhnt, vom Stein der Weisen im Ernst und Eherz als von einem Schlüssel zu höheren Erkenntnissen zu sprechen; Insonderheit denken wir dabei an die naturwissenschaftlichen Errungenschaften unserer Zeit, die wir ja mit Vorliebe als einen vernichtenden Gegensatz gegen alles Alchemistische und Mystische der Vergangenheit betrachten. Eine unserer populärwissenschaftlichen Zeitschriften hat sich sogar den „Stein der Weisen“ zu ihrem Titel erkoren.

So leicht es indessen ist, vergangene Irrungen als übermunden anzusehen, so wichtig ist es auch, die Grundansichten und die Grundfehler, die dazu führten, zu erkennen und dann herauszufinden, was für ein Menschliches, Allmenschliches sich darin verräth. Dadurch werden uns derartige Bestrebungen zum charakteristischen und belehrenden Ausdruck menschlicher Schwächen, Schwächen auf dem Gebiet des Denkens, wie auf dem des

Strebens. Dies gilt in hervorragender und mehrfacher Weise eben von unserem Stein.

Man bedenke vor allem folgendes: Wenn wir irgend etwas künstlich herstellen, z. B. eine rothe Kugel, so läßt es sich leicht in ein anderes künstliches Ding verwandeln, z. B. in einen grünen Würfel. Nicht ebenso können Dinge, die uns von der Natur gegeben sind, in natürliche Dinge verwandelt werden, beispielsweise ein Eichbaum in einen Birnbaum; und zwar gilt diese Schwierigkeit sowohl für ein künstliches Eingreifen, als für das Walten der Natur selbst. Ausgeschlossen ist ein solcher Erfolg durchaus nicht. Vielmehr gründet sich die naturgeschichtliche Entwicklungslehre, der Evolutionismus in Zoologie u. s. w. auf die Annahme der Möglichkeit, daß sich eine naturgeschichtliche Species durch natürliche Einflüsse in eine andere verwandeln könne; und als Beweise dafür werden die Ergebnisse angeführt, die z. B. Thierzüchter bei ihren Versuchen zur künstlichen Veränderung der Arten erreichen. Vergleicht man jedoch jene Umwandlung eines künstlichen Gegenstandes in einen anderen künstlichen Gegenstand mit diesen Umänderungen natürlicher Dinge, so fällt vor allem auf, daß es dort ebenso schnell und weit wie hier langsam und in kleinen Schritten geht. Ein paar Schnitte und Pinselstriche verwandeln eine rothe Kugel in einen grünen Würfel; noch ein paar Schnitte von kunstfertiger Hand, und der Würfel hat sich in ein lachendes Gesicht verwandelt; wieder einige Schnitzereien, und es ist ein weinendes Gesicht daraus geworden. Auch die Verwandlung natürlicher in künstliche Dinge, beispielsweise eines Eichbaumes in einen Balken, ist zwar nicht ebenso leicht und schnell fertig, aber doch eine Aufgabe, deren Ergebnis die angewendeten Mittel in weitem Umfang lohnen kann; Beweise dafür sind unsere Fabriken mit ihrer massenhaften Verwandlung von Natur oder Rohprodukten in Kunstprodukte. Bei den Umänderungen der natürlichen Arten jedoch bedarf es langer Jahre und gewichtiger Einwirkungen, und dann ist erst nur eine geringe Abweichung vom früheren Stand erreicht. Die Erklärung dieser Verschiedenheit hat man darin zu suchen: Unter einer rothen Kugel verstehen wir etwas, das sich durch zwei Eigenschaften bestimmen läßt: durch rothe Farbe und durch kugelförmige Gestalt. Ein grüner Würfel hinwieder ist etwas, das sich abermals durch zwei Eigenschaften bestimmen läßt: durch grüne Farbe und durch würfelförmige Gestalt. Wir brauchen also nur zwei Eigenschaften zu verändern, um eins in's andere überzuführen. Bekannt ist die kindliche Unterhaltung, ein mit wenigen Strichen gezeichnetes Gesicht durch Veränderung eines einzigen Strichs vom Lachen in's Weinen zu bringen. Naturdinge jedoch, wie ein Eichbaum und ein Birnbaum oder selbst nur zwei Rassen der Haustaube, unterscheiden sich nicht durch eine oder zwei Eigenschaften, sondern durch sehr viele; jedenfalls durch weit mehr, als wir in unsern, auch wissenschaftlichen Beschreibungen anzugeben pflegen. Und gelingt der Natur oder der Kunst ein Uebergang von einer „Spielart“ zu ändern, so sind zunächst nur eben einige von den vielen Eigenschaften abgeändert; ein „Spiel“ gegenüber dem Ernst, der in der Verschiedenheit eigentlicher Arten liegt.

Diese Thatfachen und ihre Erklärung waren denen noch nicht geläufig, die nach einem künstlichen Mittel suchten, um eine mineralogische Art, z. B. Quecksilber, mit raschem Griff in eine andere, in Gold, überzuführen; und dieses Suchen dürfen wir als einen Ausdruck jener Unkenntnis betrachten. Die Alchemisten dachten sich ausgesprochener Weise zwei natürliche Dinge so unterschieden, wie sich ein Messer und Schlüssel unterscheiden: wie hier ein Stoff, das Eisen, beiden gemeinsam ist und nur einige Verschiedenheiten seiner Eigenschaften hat, ebenso seien allen oder allen hierher gehörigen Naturkörpern ein oder zwei etwa drei Grundstoffe (namentlich „Sulphur“ und „Mercur“) gemeinsam, die nur jeweils von etlichen verschiedenen Eigenschaften, z. B. einer gewissen „Reinheit“ so bekleidet werden, wie ein Leib von verschiedenen Kleidern bedeckt wird. Unter solchen Voraussetzungen waren Folgerungen ganz begrifflich wie die daß man einem Metall den „Königsmantel“ anziehen, d. h. es zum König der Metalle machen könne.

In dieser Unterschätzung des Reichthums der Natur lag auch das begriffliche und zum Theil gerechtfertigte Bedürfnis, sie so einfach als möglich aufzufassen. Daraus entspringt der Glaube an jene eine oder wenige „Urmaterien“, aber auch die Hoffnung, ein Heilmittel zu finden, das nicht bloß auf einzelne Krankheiten, sondern auf alle anzuwenden sei; also ein Universalheilmittel. Ein solches giebt es auch nach unserem heutigen Wissen und Können noch nicht, ebenso wie es danach noch keine Urmaterie giebt. Um so mehr giebt es immer noch den Glauben

die Frage gemeinen
ung sich,
r wider-
hat, um
sriam zu
egenheit,
Nichts-
wird er
st hat,
wird ihn
r kaum
beant-
Thomas
eck fuhr
Sippen,
II es er-
nehme
chten Sie
er hatte
rman in
entfernt,
schneiden,
rmirt zu
um durch
draußen
jährigen
ten.
nuch wie
is, was
Weisen“
ie Mystik
scheinen,
uß einer
gistik und
ünftigen
so dürfte
von vers-
Lösung
n wurde,
ährheiten
Grunde
orum —
Metalle
stens in
war ein
mittelalter
unter den
eheimlich
war nur
s Metall
s weitaus
schmelze-
bringen.

